

Zeitschrift: Das Rote Kreuz : offizielles Organ des Schweizerischen Centralvereins vom Roten Kreuz, des Schweiz. Militärsanitätsvereins und des Samariterbundes

Herausgeber: Schweizerischer Centralverein vom Roten Kreuz

Band: 31 (1923)

Heft: 23

Artikel: Das Heimatsland der Brille

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-547551>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Hoffentlich wird der Samen, den diese beiden Damen hier gestreut haben, auch in Murgenthal reiche Früchte zeitigen. — Auf Wiedersehen! L. S.

Rüthenen. Samariterverein. Samstag, den 27. Oktober, veranstaltete unser Verein im „Restaurant zur Post“ einen Lichtbildervortrag über das Thema: „Die Tätigkeit des Roten Kreuzes und des Samariterbundes während des Weltkrieges. Als Referent konnte Herr M. Rauber in Olten, Sekretär des Samariterbundes, gewonnen werden.

Nach einer vorausgehenden Rede begann der eigentliche Vortrag. Herr Friedr. Zaugg, Photograph aus Solothurn, stellte sich ebenfalls bereitwilligst zur Verfügung und bediente seinen dazu gehörigen Apparat. Die Vorführung der vielen Bilder war sehr interessant und lehrreich. Sie wurde von der ganzen Zuhörerschaft mit der größten Zufriedenheit entgegengenommen.

Solch genußreiche Abende können wir auch andern Samaritervereinen bestens empfehlen und sprechen den beiden Herren nochmals den besten Dank aus für ihre freundliche Mitarbeit. —z. k.—

Winterthur. Samariterverein. — Am 1. November d. J. hatten wir das Vergnügen, den Zentralsekretär des Samariterbundes, Herrn M. Rauber, in unsern Mauern begrüßen zu dürfen. Wir hatten ihn eingeladen, aus der Objektiv seiner Zentralstelle und aus dem großen und reichen Gebiet seiner Erfahrungen ein einleitendes Referat zu halten über die praktische Samaritertätigkeit. In verdankenswerter Weise hatte Herr Rauber unserem Rufe Folge geleistet und sich seiner Aufgabe mit viel Geschick und in nur trefflicher Weise entledigt. Er sprach in markanten Zügen über das Thema: „Tätigkeit des Roten Kreuzes und der Samaritervereine, insbesondere während der Zeit der Grippe“. Herr Rauber schilderte die Entstehung des Roten Kreuzes, seine Anfänge, Ausbildung und seine hohe Bedeutung für die Schweiz während des Krieges, seine Stellung zum internationalen Roten Kreuz und auch über die dortige Mithilfe am stillen Werk der Nächstenliebe. Aber auch vom Wesen und der Bedeutung des Samariterbundes hat der Referent mit reicher Fülle seiner Ausführungen uns entschädigt und überdies

das Band des Samariterbundes in uns weiter gekräftigt und gefestigt. An den lehrreichen Vortrag selbst schlossen sich eine Reihe von Lichtbildern an, die beim Beschauer tiefen Eindruck hinterließen und das Gesagte nur bestätigten. Wir freuen uns ob diesem Erlebnis; schade für diejenigen, die solcher hinreißender und nottuender Aufklärung immer wieder den Rücken kehren.

Wir versichern Herrn Rauber an dieser Stelle unseres aufrichtigen Dankes und möchten nicht unterlassen, weiteren Sektionen des Samariterbundes einen solchen Vortrag aufs beste zu empfehlen. B.

Zofingen. Samariterverein. Die Feldübung unseres Vereines vom Sonntag, den 21. Oktober, war vom schönsten Herbstwetter begünstigt. Sie erfreute sich reger Beteiligung, fanden sich doch 80 Mitglieder in Strengelbach, dem Übungsplatz, ein. Die Supposition wurde durch den Präsidenten bekannt gegeben und sofort eilte die erste Abteilung zur Unglücksstelle, während die zweite sich zur Trägerkette formierte und die dritte Gruppe bemühte sich, aus einer Regelbahn ein Notspital herzurichten. Die nötigen Schienen und das Polsterungsmaterial wurden durch herbeigeholte Holzstäbe, durch Grassbüschel oder Laub, sowie durch Kleidungsstücke ersetzt. Neben den beiden mitgebrachten Tragbahnen requirierte man in den Nachbarhäusern noch weitere brauchbare Transportmittel, da ein zuverlässiger Transport zur unbedingten Schonung des Patienten gehört. Im Notspital wurden inzwischen aus Stroh Betten hergerichtet, die genaue Kontrolle über Name, Verletzung und Zeit der Einlieferung des Patienten geübt. Der Kritik des leitenden Arztes wurde volle Aufmerksamkeit geschenkt. Die verschiedenen Verletzungen wurden richtig erkannt und die Verbände durchwegs gut angelegt. Wir danken Herrn Dr. Pfyster auch an dieser Stelle nochmals bestens für seine Mühe und seine Aufklärungen, welche letztere uns in reichem Maße Belehrung gaben. Herrn Präsidenten Rüschler sagen wir aufrichtigen Dank für die Veranstaltung und gute Organisation der lehrreichen Feld- und Transportübung. Herzlich gefreut hat uns die Teilnahme der älteren Samariter, ihr zielbewußtes Arbeiten im Notspital haben wir uns zum Vorbild genommen.

Das Heimatsland der Brille.

Die große Brille mit den runden Gläsern ist mehr und mehr Mode geworden, und besonders in der neuen Welt sitzt sie auch schon

auf zahlreichen Näschen smarter junger Damen. Da jede Mode ein äußeres Zeichen tieferer Strömungen zu sein pflegt, so kann man es

vielleicht wagen, daraus zu schließen, daß heute mehr Wert auf Wissen und Gediegenheit gelegt werde als auf Flottheit und Schneidigkeit, als deren äußern Ausdruck man den Aneifer ansehen mag. Natürlich muß die Folgerung im Einzelfall nicht zutreffen, ja, es dürfte sogar vorkommen, daß die „schief“ aussehende Brille von Leuten aufgesetzt wird, die überhaupt keiner bedürften. Trugen doch schon im alten China die Mandarinen ihre vielfach nur aus Fensterglas bestehenden Brillen als Zeichen der Würde und die Gelehrten als Zeichen ihrer Gelehrsamkeit. So gehört in unserer Vorstellung zum Bild des chinesischen Mandarinen neben der Pfauenfeder die große Brille, und dadurch ist wohl auch die alte Meinung gestützt worden, daß die Chinesen die Erfinder der Brille seien und daß das Abendland sie von ihnen kennen gelernt habe.

Diese Theorie findet sich nämlich bei einer Reihe der besten Autoren. So wird auch berichtet, daß Marco Polo, als er im 13. Jahrhundert als erster Europäer nach China kam, wo er dann als Statthalter jahrelang geblieben ist, den Gebrauch der Brille bei den Einwohnern schon seit langem im Schwang vorfand. Marco Polo hat den Bericht über seine Reise 1298 in französischer Sprache diktiert und neun Jahre später davon eine neue, von ihm selbst durchgesehene Abschrift angefertigt. Sein Werk, das noch in 40 Handschriften aus seinen Lebzeiten erhalten ist, schildert das mongolische Weltreich in ethnographischer und politischer Beziehung eingehend. Nun ist die deutsche Ausgabe von Marco Polos Buch und der französische Originaltext durch L. Hirshberg, die englische Ausgabe durch Prof. Grube durchgesehen worden, ohne daß einer von beiden ein Wort von chinesischen Brillen gefunden hätte.

Auch Prof. Dr. Hirth von der Columbia-Universität in New York äußert sich dahin, daß die Chinesen zwar Jahrhunderte vor Christus Hohlspiegel aus Bronze und konvexe Spiegel geschliffen hätten, daß aber die Herstellung

von Linfen aus Glas oder Kristall vor den europäischen Entdeckungen bei ihnen nicht nachweisbar sei.

Es lag nun nahe, zur Lösung dieser Frage auf die Riesenzyklopädie der Chinesen zurückzugehen. China steht ja mit diesen Werken in der Wissenschaftsgeschichte der Menschheit ohne Beispiel da. Schon im Jahr 983 n. Chr. erschien eine Enzyklopädie „Tai-ping yü-lan“ in 1000 Büchern, auf die im Lauf der Jahrhunderte noch weitere ähnliche Werke gefolgt sind. Alle verschwinden aber vor zwei gigantischen Unternehmungen, die unter den letzten beiden Dynastien entstanden. Die eine, „Yung-loh ta-tien“, d. h. „Thesaurus des Kaisers Yung-loh“, wurde unter der Oberleitung von drei Präsidenten, fünf Direktoren und 20 Unterdirektoren und nicht weniger als 2160 Mitarbeiter in drei Jahren zum Abschluß gebracht und umfaßte 22,937 Bücher. Da sich aber die Drucklegung als zu teuer erwies, wurden nur drei Abdrücke hergestellt, von denen zwei durch Feuer vernichtet worden sind, während die dritte unvollendet blieb und wahrscheinlich während der jüngsten chinesischen Wirren zugrunde ging. Dem „Yung-loh ta-tien“ folgte im Jahr 1725 „die auf kaiserlichen Befehl veranstaltete vollständige Sammlung von Tafeln und Schriften alter und neuer Zeit“, die unter persönlicher Leitung des Kaisers Kang-hsi, der von 1662 bis 1722 regierte, bearbeitet worden war. Das Werk umfaßt 1652 Bände. Im Jahr 1884 konnte davon eine neue Auflage erscheinen, das größte Sammelwerk der Welt. Hier findet sich nun unter dem Stichwort „Li-tai-king“ (d. h. „Wolfige Spiegel oder Linfen“) folgendes: „Alle Männer, die feine Schrift nicht lesen können, setzen sie auf ihre Augen, wodurch die Schrift klar wird.“ Es wird hinzugefügt: daß dieser Artikel aus dem Land Maulafia, d. h. Malakka, eingeführt worden sei. Nach Malakka, dem südlichsten Teil Hinterindiens, kam 1508 als erster Europäer Lopez de Sequira. Es ist anzunehmen, daß europäische Brillen nach

Malakka und von dort im 16. Jahrhundert nach China gekommen sind.

Professor R. Gressl, der im ersten Band der im Verlag Alexander Ehrlich in Berlin erscheinenden „Optischen Bäckerei“ die Erfindung der Augengläser“ darstellt, besitzt eine reiche Sammlung alter, chinesischer Brillen, darunter eine besonders kostbare aus Silber mit großen Gläsern aus Topas in einem Etui mit schwarzem Lack und goldener Aufschrift. Die Brille ist von einem Chinesen namens Tse-kin seinem Lehrer Tse-Tong geschenkt worden. Dies besagt eine Widmung auf dem Etui, die in altchinesischer Sprache und Schrift, wie sie vor etwa 3000 Jahren üblich war, abgefaßt ist. Wörtlich lautet die Inschrift etwa so: „Als Namen für Brillen wird Ngai-tai überliefert. Die Art ihrer Herstellung stammt von Europa. Sie übertreffen noch das zum Waschen der Augen verwendete „Wolkenwasser“, mit ihnen kann man in die Ferne noch deutlich sehen. Herr Tse-Tong möge sich daran erfreuen!“ Die Verwendung der unter Gelehrten gebräuchlichen, altertümlichen Schriftsprache bedeutet natürlich nicht etwa, daß die Brille selbst 3000 Jahre alt sei. Das beweist ja schon die Angabe, daß die Augengläser europäischer Herkunft seien, um so mehr, als die chinesischen

Aufzeichnungen in dieser Beziehung sehr glaubwürdig sind, und es den Chinesen niemals in den Sinn gekommen ist, sich mit fremden Federn zu schmücken, indem sie sich Erfindungen anderer Völker anmaßten; wenn es sich um Erzeugnisse des Auslandes handelt, verfäumen sie vielmehr fast nie, den Ort der Herkunft, wenn immer möglich, gewissenhaft anzugeben.

Auch die schon angeführte Tatsache, daß in China die Brillen vielfach nur als Schmuckbrillen getragen wurden, spricht dafür, daß es sich um Nachahmung eines nach fremdem Vorbild übernommenen Gebrauchs handelt.

Uebrigens findet sich bereits in dem berühmten Buch über die Brille von D. M. Manni in einem Zusatz zur zweiten Ausgabe von 1741 der Hinweis, daß die Kunst, Brillen zu schleifen, in China erst durch die Jesuiten eingeführt worden sei. Manni beruft sich dabei auf ein zu Florenz 1697 gedrucktes Buch. Da das Eindringen des Katholizismus in China durch Jesuitenpatres im 14. Jahrhundert erfolgt ist, dürfte dies die früheste Zeit sein, zu der Brillen von Europa nach China gekommen sein können. Damit kann man die Legende, die die Chinesen zu Erfindern der Brille macht, wohl als endgültig erledigt betrachten.

Der Krebs in der Schweiz.

Erhebungen über Erkrankungen und Todesfälle werden in verschiedenen Ländern in verschiedener Art ausgeführt. Es besteht leider heute noch kein einheitliches Vorgehen, ob schon ein solches seit Jahren angestrebt wird. Es geht daher nicht an, nur aus bloßer Vergleichung von Zahlen auf gehäuftes Vorkommen einer Erkrankung in einer bestimmten Gegend zu schließen.

Wir haben in der Schweiz gerade über die Krebsstatistik ziemlich genaue Zahlen.

Die Todesfälle werden durch ärztliche Zeugnisse registriert; nur in einigen wenigen Kantonen haben auch Laien das Recht, Totenscheine auszustellen, so im Wallis mit seinen abgelegenen Bergtälern. Die Schweiz mit einem ausgedehnten Netz von Ärzten, Spitälern und Kliniken bietet dem Erkrankten auch eine große Möglichkeit, sich untersuchen, seine Krankheit feststellen und behandeln zu lassen. So müssen ganz von selbst sich höhere Zahlen ergeben, als in einem Lande, wo auf